

Zeitschrift: Werk, Bauen + Wohnen
Band: 76 (1989)
Heft: 7/8: Die 60er Jahre in der Schweiz = Les années 60 en Suisse = The 60ies in Switzerland

Artikel: "Wir leben in der Tradition der sechziger Jahre" : ein Gespräch mit Franz Füeg und Paul Waltenspühl
Autor: Füeg, Franz / Waltenspühl, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-57589>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Wir leben in der Tradition der sechziger Jahre»

Ein Gespräch mit Franz Füeg und Paul Waltenspühl

Wer von der Architektur und dem Städtebau der sechziger Dekade spricht, denkt an ihr Ende: an die Kritik, die die Auflösung der Architektur als selbständige Disziplin postulierte. Weniger bekannt sind die «vorweggenommenen» Themen, mit denen auch heute die Architektur konfrontiert ist: das Bauen in der Peripherie, das Konstruieren mit vorfabrizierten Bauteilen, das Entwerfen von Grossstrukturen etwa. Zwei Zeitgenossen vermitteln die andere Sicht, als Rück- und Ausblick.

Un entretien avec Franz Füeg et Paul Waltenspühl

Celui qui parle de l'architecture et de l'urbanisme des années Soixante, pense à leur fin: à la critique qui postula l'abrogation de l'architecture en tant que discipline autonome. Les thèmes «anticipés» auxquels l'architecture reste encore confrontée aujourd'hui sont moins connus: les bâtiments à la périphérie des villes, la construction en pièces préfabriquées, les projets de grandes structures. Deux contemporains exposent une autre vision sous la forme d'une rétrospective et d'une perspective.

An Interview with Franz Füeg and Paul Waltenspühl

If we talk of the architecture and urban planning of the sixties, we are actually thinking of the end of the decade, of the criticism postulating the dissolution of architecture as an independent discipline. Less well-known however, then as now, were the "anticipatory" topics that architecture is facing even today: building at the periphery of towns, constructing with prefab units, designing large-scale structures and the like. Two of our contemporaries will present an alternative point of view.

W, B+W: Die 60er Jahre sind keine in sich geschlossene Epoche, auch nicht Architekturgeschichte. Dennoch ist diese Dekade wichtiger als alle vorangegangenen, weil Produktionsbedingungen des Bauens geschaffen wurden, die bis heute vorherrschen. Die Architektur der 60er Jahre scheint mit der Gegenwartsarchitektur allerdings wenig gemeinsam zu haben. War die Architektur der 60er Jahre produktionsnaher? Wurde ein Wunsch der Moderne – die Versöhnung von Architektur und Industrie – erfüllt?

Füeg: Die 60er Jahre sind durch eine aussergewöhnlich schnelle wirtschaftliche und soziale Entwicklung gekennzeichnet, die sich auch im vielen und schnellen Bauen widerspiegelt. Mit dieser Entwicklung ging die Auffassung einher: «Erlaubt ist, was machbar ist.» Diese Auffassung hat ihren Ursprung wohl in der Geschichte der industriellen Produktion für alle Lebensbereiche: Zunächst hatte sie Bedürfnisse *befriedigt*, dann Bedürfnisse *geweckt*. Diese Entwicklung hat sich bis heute noch verstärkt, ein Zeichen dafür, dass wir noch immer in der Tradition der 60er Jahre leben, auch wenn sich nun viele dagegen zur Wehr setzen. Allerdings ist ein Widerstand der Architekten gegen die unsinnige Vielfalt des Bauteilmarktes nicht zu erkennen.

Die Vorfabrikation von Grossbauteilen wurde vor allem begründet mit dem schnelleren Bauen und den günstigeren

Kosten. Dabei wurden «menschliche» Gesichtspunkte übersehen, obwohl sich allmählich ein Vorzugsmass von 60 cm und deren Vielfaches herausgebildet hatte: Der kleinste Raum – ein Schrank – ist wegen der Achselbreite 60 cm tief, der alte Fuss war etwa 30 cm. Diese Vorzugsmasse 30, 60, 120 cm usw. erlauben, das Duodezimalsystem anzuwenden, mit dem gute Proportionen einfacher zu erreichen sind als mit dem Dezimalsystem. Dass sich dann auch die Erwartungen in die Wirtschaftlichkeit nicht erfüllt haben, ist eine andere Sache. Bestand haben nach wie vor Systeme, die weniger feste Masse auszeichnen, sondern Verbindungen, wie etwa Knoten, typisieren. Erstaunlich ist, dass trotz des immer höheren Installationsgrades die Integrierung in ein entsprechendes Bausystem noch kaum ein Thema ist.

W, B+W: In den 50er Jahren war in der Schweiz keine industrielle Bauweise bekannt. Die Grosstafelbauweise war ein Phänomen der 60er Jahre. Diese Massenproduktion war auch eine architektonische Herausforderung. Das Märkische Viertel wurde von der 60er Avantgarde entworfen; es war sozusagen die Werkbundsiedlung der 60er Jahre und endete haarscharf neben «Göhnerswil».

Waltenspühl: Alle Architekten beschäftigten sich mit der Vorfabrikation, weil sie modern war und ihre Vorteile mit einem in die Zukunft weisenden Fort-

schritt verbunden wurden. Ich habe mich in diesem Zusammenhang besonders im Schulbau mit Metall- und Betonkonstruktionen befasst und suchte nach einer Mischung aus traditionellen und neuen, rationelleren Baumethoden. Bald hatte ich Zweifel an der Realisierung vorfabrizierter Bauten, weil sie den schweizerischen Baukonventionen widersprachen und kaum qualitative oder wirtschaftliche Vorteile verhiesse. In der Schweiz pflegt man seit jeher das Detail, das Handwerk. Der grosse Massstab, die grossen Programme sind den Architekten, auch den Bauunternehmern, fremd. Die neuen vorfabrizierten Bauweisen waren denn auch für die lokale Bauindustrie eine Bedrohung ihrer Tradition und Existenz. Die Durchsetzung einer Grosstafelbauweise, wie sie einzelne expandierende Generalunternehmen erprobten, scheiterte schliesslich auch an diesem Widerstand des Bauhandwerkes.

Füeg: Wirtschaftlich scheiterte die Vorfabrikation in Beton auch an den hohen Transportkosten und der «Abkammerung» der bauenden Wirtschaft in kleine Regionen. Typisch für die 60er Jahre ist der Einstieg der chemischen Industrie in die Bauwirtschaft, der sich bis heute immer mehr noch verstärkt hat. Es war die Qualität der chemisch hergestellten Fugenkitte, die eine bestimmte Art von Vorfabrikation erst sinnvoll werden liess – auch wenn es sich später erwies, dass

die Erwartungen in deren Altersbeständigkeit zu hoch waren.

W, B+W: Dieses Misstrauen in neue Konstruktionsverfahren, vielleicht Ausdruck des schweizerischen Sicherheitsdenkens, war auch eine Skepsis gegen Generalunternehmen, die damals im grossen Stil eine Bauproduktion einführen wollten. Die von der Moderne angestrebte Versöhnung zwischen Bauindustriellen und Architekten hatte in der Schweiz etwas Anrüchiges, Kulturloses.

Füeg: Die Vorfabrikation von schweren Bauteilen mag als eine kurzlebige Episode erscheinen. Sie hat aber Entwicklungen in der Technologie, Chemie und Technik in Gang gesetzt, die heute als selbstverständlich gelten. Jedes einseitige Denken hat in der Architektur negative Folgen. An Extremfällen wird das besonders deutlich. Ich erinnere mich an eine Erfahrung, von der mir Hannes Schmidt aus seiner Zeit in Ostberlin gesprochen hat: Der Abstand von zwei Mehrfamilienhauszeilen wurde bestimmt von der Länge des Auslegers des Baukrans auf Schienen. Das mechanistische, lineare Denken war nicht nur in Architektur und Stadtbau verbreitet; es hatte und hat Einfluss genommen in viele Lebensbereiche. Es trat nicht plötzlich auf, sondern entwickelte sich allmählich, vor allem in der englischen Philosophie des 18. Jahrhunderts und ist offensichtlich noch längst nicht überwunden.

Ein Beispiel des mechanistischen Denkens, das mir für die 60er Jahre typisch zu sein scheint: Das Haus kommt zu einer «guten» Architektur, wenn alle funktionellen und technischen Probleme korrekt gelöst sind. Das mag für ein Flugzeug gelten, sonst könnte es nicht fliegen. In der Architektur sind solche «Automatismen» völlig unzureichend.

Waltenspühl: Dieses mechanistische Denken folgte dem wirtschaftlichen Kalkül. Es galt als eine Selbstverständlichkeit, dass die Architekten mit dem zur Verfügung stehenden Geld den besten inneren Komfort und Standard erzielen wollten. Ornamentales, Dekoratives, stilistische Gesten, alles, was nicht materiell begründbar war, galt bei uns als Verschwendung (von damals betrachtet

scheint denn auch die gegenwärtige Konjunktur eines Formalismus unverständlich). Diese wirtschaftliche Disziplinierung des Bauens hatte den Ursprung in der Rationalisierung der Produktion, die eine moralische Verpflichtung für Architekten war. In unserem Land wurde vor allem orthogonal-kubisch gebaut. Die Kapelle in Ronchamp, Scharouns Philharmonie in Berlin oder das Opernhaus in Sydney bewunderten wir von weitem... aber solche Bauten schienen uns in dieser Zeit unrealisierbar.

W, B+W: Eine andere Verpflichtung galt der humanistischen Tradition der Moderne. In den Postulaten der 60er Jahre wird Architektur in den Rahmen sozialer Programme gestellt. Z. B. war das Anliegen verbreitet – gegen die Absichten der Spekulation –, billige Bauweisen im Interesse der Mieter zu realisieren. Die Architekten mussten dann feststellen, dass die Eigentümer trotz der Einsparungen hohe Mieten verlangten. Diese Widersprüche waren dann Thema der Studentenbewegung, die eine Veränderung der Produktions- und Eigentumsverhältnisse – darüber hinaus auch eine Abkehr von dem «naiven» Berufsbild der Architekten forderte.

Füeg: Viele Architekten waren auch noch in den 60er Jahren einer humanistischen Tradition der Moderne verpflichtet. Als zu viele junge Kunsthistoriker auf den «Markt» kamen, hat die Branche – anders als in den 60er Jahren – sich der Moderne angenommen, meist jedoch ohne in die Tiefe zu gehen; darum verbreitete sie mehr Schlagworte als Tatsachen. So wurde die Charta von Athen für den Zustand der Städte verantwortlich gemacht, dessen ungeachtet, wann sie auf Deutsch erschien und dass die Planer kaum Zeit fanden, sie zu studieren. Vor allem wurde meist nicht zwischen der Charta und Le Corbusiers Zusätzen unterschieden. Dagegen wurden etwa Bakema und seine Tradition eines Menschen- und Gesellschaftsbildes kaum zur Kenntnis genommen, obwohl sie jede Strömung der Architektur in den Niederlanden seit Berlage geprägt hatte.

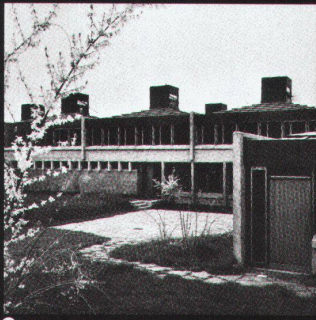
Die Episode mit Ingenieur Leibbrand wirft ein Schlaglicht auf die Wir-

kung des Glaubens, machen zu dürfen, was machbar ist. Leibbrand postulierte, die Schweizer Autobahnen ins Zentrum der Grossstädte zu führen, in Bern also über den Bahnhofplatz. Anders als die vehemente Kritik von Architekten- und anderen Vereinigungen fand Leibbrand bei den Verantwortlichen ein offenes Ohr – bis er in den Verdacht kam, an der Erschiessung von Nazigegegnern in Frankreich mitverantwortlich gewesen zu sein. Architekten fühlten sich oft allein gelassen, wenn sie gegen die Zerstörung von Bahnhofplätzen und gegen den Bau breiter Strassen durch Dörfer auftraten. Da gab es selbst die Angst vor Prügeln durch Ladenbesitzer.

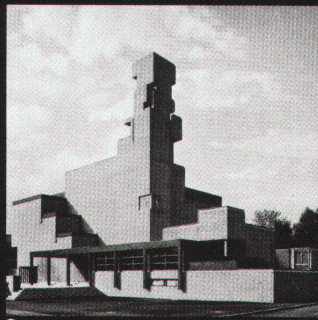
Aber, um das Bild nicht zu verzerren, muss man anderes entgegensetzen: Die Generation, die die Wirtschaftskrise der 30er Jahre erlebt oder noch irgendwie in Erinnerung hatte, war stolz auf den Satz: «Unsere Kinder sollen es einmal besser haben.» Dieser Satz war wohl mitverantwortlich für den Schulhausbau, der der Schweizer Architektur auch internationale Beachtung brachte.

Waltenspühl: Man muss sich auch die pragmatischen Probleme der 60er Jahre vergegenwärtigen: Die Bevölkerung hat in der Schweiz zwischen 1950 und 1960 um 700 000 Personen zugenommen, in den 60er Jahren gar um 900 000, in den 70er Jahren stagnierte die Bevölkerungszahl, heute beträgt die Zunahme rund 300 000 Personen. Die 60er Jahre waren die Dekade der (zu) grossen Zahlen, eine kulturelle Überforderung. Man sieht das auch an der Anzahl Wohnungen, die damals gebaut wurden. 1966 wurden in der Schweiz 51 000 neue Wohnungen gebaut, in den vorangegangenen Jahrzehnten nur 17 000 bzw. 39 000. In Genf gab es im vorhergehenden Jahrzehnt 2800 Schüler, in den 60er Jahren 12 300 zusätzliche Schüler, im folgenden Jahrzehnt wird eine Abnahme von 3200 Schülern festgestellt, heute sind es noch einmal 3700 weniger. Das grosse neue Bauvolumen der 60er Jahre konnte nur durch rationelles und ökonomisches Bauen bewältigt werden.

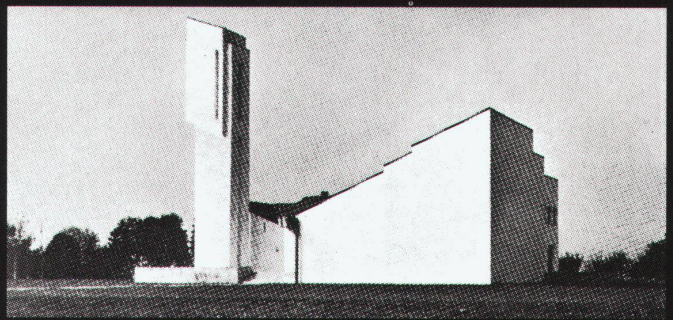
Füeg: Der soziale Aufschwung hat den Bau grosser Volumen ausgelöst. Ein



25



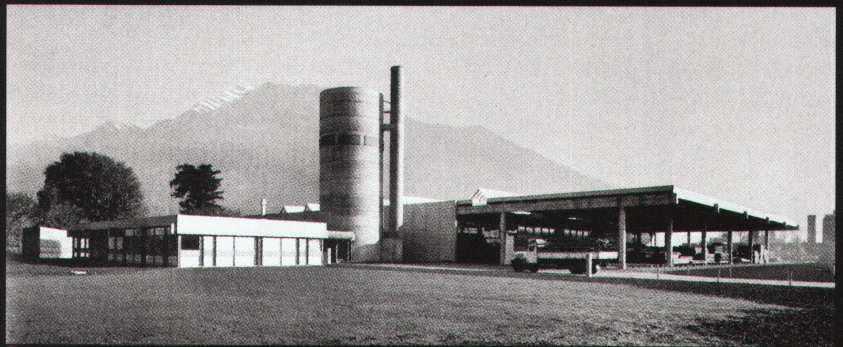
26



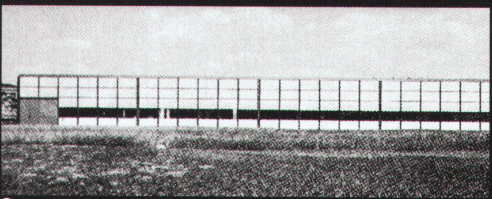
27



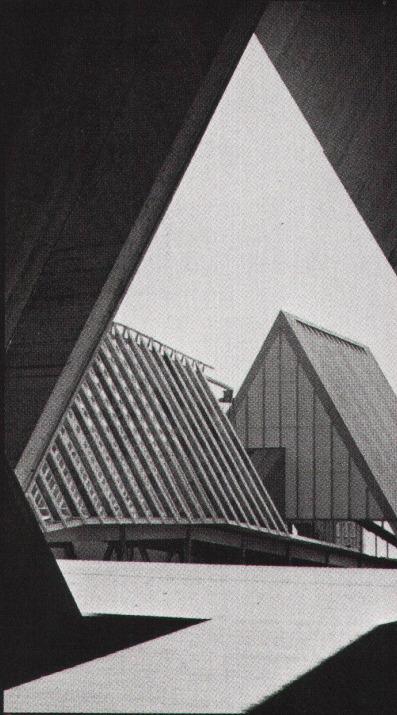
28



30



29



31



32



33

1964

25 Sekundarschule, Locarno; Dolf Schnebli

26 Kirche Saathen, Zürich-Schwamendingen; Claude Paillard im Atelier Cramer, Jaray, Paillard

27 Kirche, Kriegstetten; Benedikt Huber

28 Hochhaus «Zur Palme», Zürich; Max E. Haefeli, Werner M. Moser, Rudolf Steiger

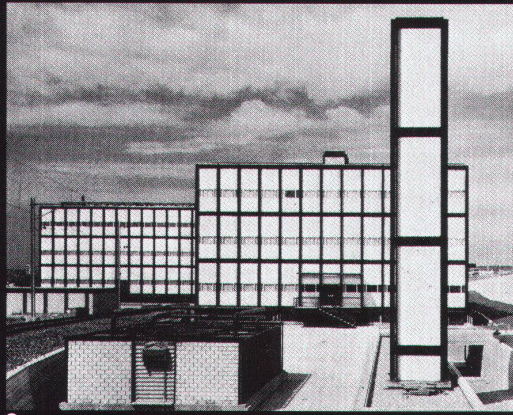
29 Fabrikgebäude U. Schärer Söhne, Münsingen; Bruno und Fritz Haller

30 Fabrikneubau Wanner Kunststoffe AG, Bilten; Paul Waltenspühl, Maurice Ziegler

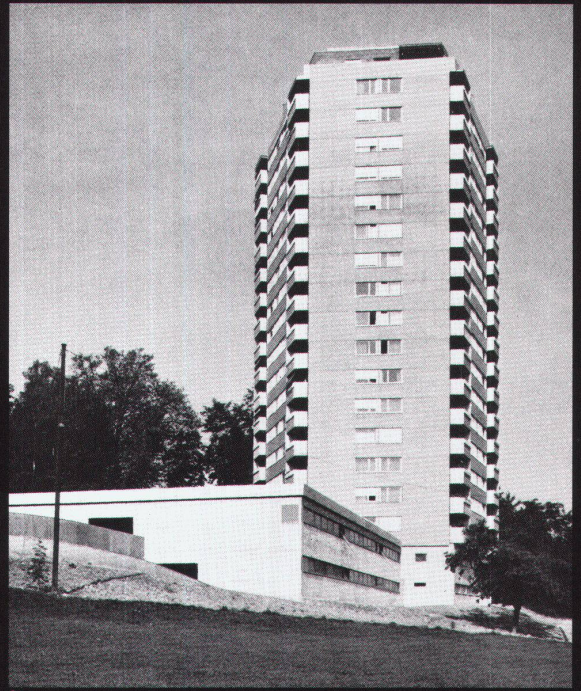
31 Bauten für die Expo, Lausanne; Alberto Camenzind u.a.

32 Schule, Riva San Vitale; Aurelio Galfetti, Flora Ruchat, Ivo Trümpy

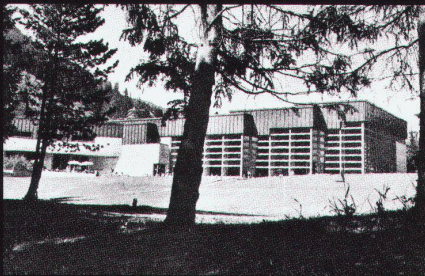
33 Kindergarten, Biasca; Aurelio Galfetti, Ivo Trümpy



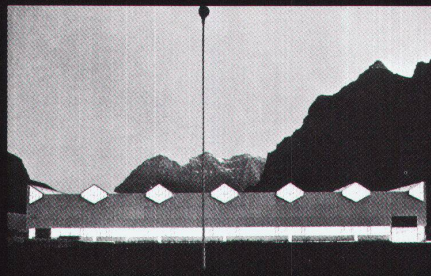
34



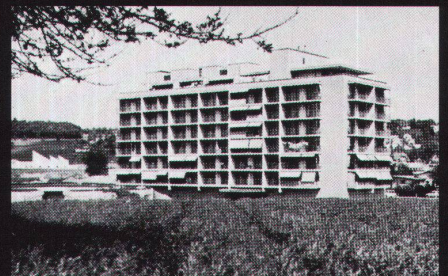
35



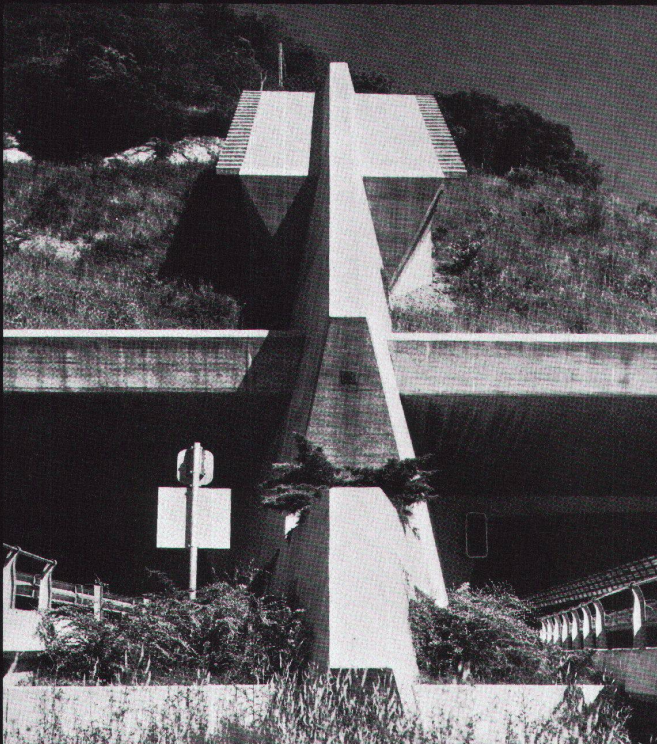
36



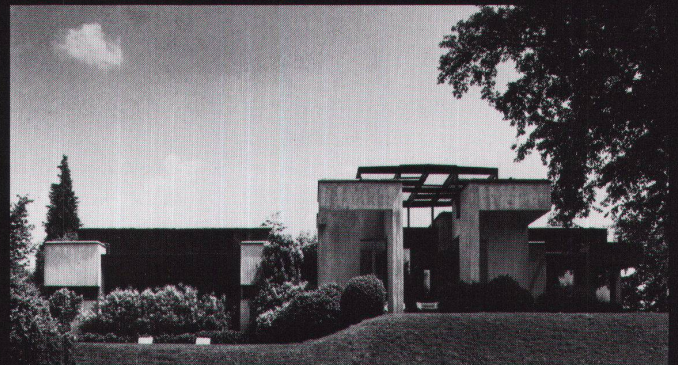
37



38



39



40

1965

34
Imprimeries Réunies, Renens; Jean-Marc Lamunière

35
Hochhaus Hechtliacker, Basel; Otto und Walter Senn

36
Hallenbad, Davos; Ernst Gisel

37
MGN-Fabrik, Näfels, Paul Waltenspuhl

39
Überbauung «Neuwil», Wohlen; Metron

38
Tunneleingang der N2 bei Melide; Rino Tami

40
Einfamilienhaus, Muzzano; Mario Campi, Franco Pessina

Beispiel: Wegen der AHV-Rente mussten weniger Leute Zimmer vermieten. Die Jungen, die von zu Hause weggingen, waren gezwungen, eine Wohnung zu nehmen. Heute ist es «sozial unzumutbar», bei einer Schlummermutter unterzukommen, Studenten ausgenommen.

W, B+W: Es gab in den 60er Jahren eine Architektenavantgarde, die nach Antworten auf die damaligen (Wachstums-)Probleme suchte. Wir denken an Siedlungskonzepte für die Peripherie, an Cambernauld oder an flexible Bauweisen, an Tange, Maki, Smithons usw. Aber offenbar war der Einfluss dieser Avantgarde auf die Schweiz gering.

Füeg: Die Impulse kamen in den 50er Jahren von Perret, vor allem aber von Le Corbusier, seltener von Mies van der Rohe und Aalto. Wright und Wachsmann waren für einige ebenso wichtig. Der Einfluss des Bauhauses scheint mir geringer zu sein, als heute angenommen wird. Dagegen wurden in der dänischen und finnischen Architektur – abseits von Aalto – Verwandtschaften zur Deutschschweizer Architektur gefunden.

Leider gab es selten hochstehende Diskussionen, wie etwa bei den Holländern im Stedelijk-Museum in Amsterdam, bei denen sich die führenden Köpfe verschiedener Architekturrichtungen hart an den Karren fuhren, aber immer unter Respektierung der Personen, eine Unterscheidung, die zu machen den Schweizern – nicht nur den Deutschschweizern – offenbar schwerer fällt.

W, B+W: Mit Zevi und Giedion sind in den 50er Jahren die ersten Rezeptionen und Lehrbücher über die Moderne entstanden. Haben diese die Architekturdebatten der 60er Jahre beeinflusst, indem eine Theorie der Moderne mit der Baupraxis (und ihren Widersprüchen) konfrontiert wurde?

Füeg: Die Bauten der Moderne blieben in den 20er und 30er Jahren immer nur Einzelwerke. In den 60ern wurden sie allgemein, und das hatte ihre Banalisierung zur Folge. Hohe Qualität schöpferischer Leistungen bleiben immer Ausnahmen. Je mehr dasselbe tun, um so mehr sinkt der Durchschnitt, besonders dann, wenn, wie Förderer es ein-

mal sagte, die Architektur zur «Telefonarchitektur» degeneriert.

W, B+W: Die Kritik an der Moderne wurde in den 60er Jahren zuerst von Soziologen und Psychologen formuliert, dann von der Studentenbewegung, schliesslich von einer Bevölkerung, die sich gegen eine «tabula rasa» wandte und für eine kontinuierliche Stadtentwicklung eintrat. Eine Differenzierung der Kritik wurde dann etwa von Posener geleistet. Seine «Kritik der Kritik des Funktionalismus» konnte als eine Unterscheidung zwischen der Vulgär- und authentischen Moderne verstanden werden.

Füeg: Die Kritik von Posener war wahrscheinlich zu subtil, um sich in den Köpfen niederzuschlagen. Wir leiden heute an zuviel oberflächlicher Kritik, weil das Essentielle der modernen Architektur zu wenig vertraut ist. Es ist einfach, am Beispiel schlechter Bauten eine Tendenz zu verdammern. Und es ist einfacher, sich der Moderne als Fundus für Zitate zu bedienen, statt ihre Denkweisen und Ziele zu verstehen.

Anders als durch die banalisierte Moderne werden heute Menschen durch Formen «vergewaltigt». Wir wagten nie Axialsymmetrien. Man kann sagen, das sei eine reine Formfrage. Ich glaube aber, dass sich mit Formen auch Wertsysteme und die Vorstellung eines Menschenbildes ausdrücken lassen. Jedenfalls schliesst sich für mich die Axialsymmetrie in der Demokratie aus, weil sie ein Zeichen für Absolutes ist; ausser allenfalls für öffentliche Bauten ersten Ranges, z.B. für ein Parlamentsgebäude.

Waltenspühl: Auch dem «cheminement intérieur», dem Raumerlebnis, widerspricht die Symmetrie (ausser bei einem antiken Tempel). In den meisten Wohngebäuden, selbst in Fabriken oder Verwaltungsgebäuden, ist die Teilung in links und rechts fast undenkbar. Brechbühl hat gezeigt, dass man einen grossen Raum nie durch die Achse betreten soll, sondern immer von der Seite, um einen bereichernden, dynamischen räumlichen Eindruck zu gewinnen, etwas, das man durch die Axialsymmetrie verliert.

Brechbühl hat auch gesagt, dass ein zylindrischer, nach aussen verglaster

Innenraum (wie z.B. im Restaurant «Bellerive Plage» in Lausanne) nicht nur akustisch falsch sei, sondern auch als Raumgefühl abstossend auf ihn wirke. Die Problematik der Form war uns nicht nebensächlich, aber Takt und Zurückhaltung dominierten.

W, B+W: Die Kritik an der Moderne scheint sich seit den 80er Jahren zu verfeinern. Auch wenn sie eher eine Insider-Angelegenheit bleibt, drängt sich aus objektiven Gründen die Frage nach der Vergegenwärtigung der Moderne auf. Denn hinter die Moderne kann die Architektur sich nicht zurückentwickeln, es sei denn, sie verselbständige sich gegenüber den Produktionsbedingungen des Bauens und der gesellschaftlichen Entwicklung.

Der Gedanke über die «Autonomie der Form» ist in den 70er Jahren und später entstanden. Die These lautet, dass die Form auch eine Bedeutung hat, die nicht direkt mit der Funktion verbunden ist, z.B. mit dem Strassenraum, der Stadt, also aus dem Kontext des Ortes entwickelt werden kann. Die Architekten der 60er Jahre haben Soziologen beigezogen, sie hatten eine Vorstellung von einer Gesellschaft und waren auf der Suche nach einer entsprechenden Architektur. Es gab Visionen, Utopien, einen extensiven Kompetenzanspruch, der heute pathetisch anmutet und die Architektur als Disziplin zu überfordern schien.

Füeg: Zur «Autonomie der Form»: Bakema sagte das viel früher genauer: «Die Funktion folgt der Form». In Arbeiten von Jacques Schader, die leider meist Projekt blieben, zeigt sich das Zusammengehen von sozialen Überlegungen mit räumlichen Durchdringungen. Das Parktheater in Grenchen und das Kongresshaus in Biel sind Beispiele dafür.

Das Trennen von Funktion und Form konnte ich nie verstehen, auch dies ein Produkt des mechanistischen Denkens. Natürlich sind es zwei Kategorien. Entscheidend ist aber das Verschmelzen von beiden – und von vielem anderem –, das dann Architektur ausmacht. Das Lebendige kommt in der Vorstellung des Menschen, der Architektur macht, nicht zur Entwicklung, wenn eine Sache durch Begriffe in Teile zerlegt wird.

W, B+W: Neue Begriffe kennzeichnen auch Erkenntnisse, etwa die Semiotik, die ein besseres Verständnis für die Rezeption der Architektur, ihrer Bilder und Zeichen ermöglicht hat.

Füeg: Heute werden mehr Worte als früher für Dinge erfunden, die uns immer – oft unausgesprochen – bewusst waren. Die Bedeutung des «Ortes», wie heute gesagt wird, war doch bei der Architektur von Qualität als Kriterium immer vorhanden, nur wurde dies, wenn überhaupt darüber gesprochen wurde, nicht mit einem Wort, sondern anschaulich beschreibend dargelegt.

Sicher ging mit der Banalisierung der Architektur der Sinn für die Zusammenhänge von Gebrauch und Gestalt verloren. Am Beispiel des Spitalbaus kann man erahnen, wie das geschah. Das mechanistische Denken verführte zum entscheidenden Kriterium der kurzen Wege, aber von den Chefärzten nur von Tür zu Tür gemessen, statt zum Bett oder so. Die Folge waren massstabszerstörende Spitalbauten, auch in kleineren Orten wie Liestal. Oder Bürobauten: Als festgestellt wurde, dass das beste Mass für Bürotisch und Raum das Mehrfache von 1,80 m ist, wurden Bürohäuser hundertfach nach dieser Formel repetiert. Noch heute werden Wettbewerbe auf der gleichen Grundlage ausgeschrieben, obwohl bei genauern Vergleichen klar ist, dass das Rezept selbst materiell unzureichend ist. Das sind Beispiele dafür, wie das Planen und Bauen aus der Kontrolle übergeordneter Kriterien gerät.

W, B+W: Die Widersprüche sind am Ende der 60er Jahre an die Oberfläche gekommen. Die ORL, Ausnützungsziffern, Zonenpläne, in den 60er Jahren entstanden, in den 70er Jahren angewendet, sind ein Versuch, die Masse an Gebäudem in den Griff zu bekommen, aus der Überzeugung heraus, dass so alles geregelt werden könne.

Füeg: Da spiegelt sich ein neues Verhältnis der Planung und Architektur zur Gesellschaft und Staatsordnung. Die Demokratie ist die anspruchsvollste Staatsform für die Architektur. In den 60er Jahren bestand eine gewisse Konvention, die Widerstände waren gegen

fast jede Form von Architektur geringer, vorab gering gegen die blosse Bauerei!

W, B+W: Architektur ist heute ein öffentliches Thema; sie wird auch von der «Annabelle» als Kunstform abgehandelt, Architekten werden in den Medien als Künstler präsentiert. In den 60er Jahren sprachen selbst die Architekten nicht über Architektur als ästhetische Form.

Füeg: Besonders bei öffentlichen Bauten wurde kaum über ästhetische Probleme gesprochen. Gesprächsthemen waren fast ausschliesslich «Betrieb, Kosten, Termine». Selber mochte ich wie viele Kollegen nicht über ästhetische Probleme sprechen, aus Scheu vor etwas, das in einem zwar lebendig ist, das man aber nicht genau in Worte fassen kann. Ich mochte immer Wittgensteins Satz – sinngemäss: Worüber man nicht reden kann, soll man schweigen; aber das, worüber man reden kann, soll man klar sagen. Später habe ich festgestellt, dass Nichtreden eine Sache auch ins Vergessen bringen kann. Der Kontrast zum Schweigen ist jetzt oft das Geschwätz.

Waltenspühl: Die Form – nur als Form – war in den 60er Jahren weniger als ein Thema, sie wurde verneint. Für Preisrichter galt es als fast unermessliche Verantwortung, einen Entschluss zu fassen, der der Gemeinde, den Bauherren gerecht werden musste. Die Form als Kriterium schien uns eine zu berufsinterne Angelegenheit. Diese Zurückhaltung ging so weit, dass – wie beim Wettbewerb für die Kirche von Hérémente – Förderers Projekt richtigerweise der erste Preis gegeben wurde, obwohl diese Beton-Architekturskulptur an diesem Ort fremd wirkte. Wir verteidigten das Projekt gegenüber den Gemeindevertretern, weil es aus anderer – konzeptioneller und funktionaler – Sicht das beste war; es wurde gebaut. Überall wurden neue Kirchen gebaut (nicht nur «stolze» Schulen). Die Architekten konnten sich auf diesem unrationalen Gebiet formalistisch ungehindert austoben.

W, B+W: Mit dem Postulat, die Architektur als selbständige Disziplin aufzuheben, fand auch ihre Neufundierung statt, verbunden mit einer Kritik am Vulgärfunktionalismus der 60er Jahre.

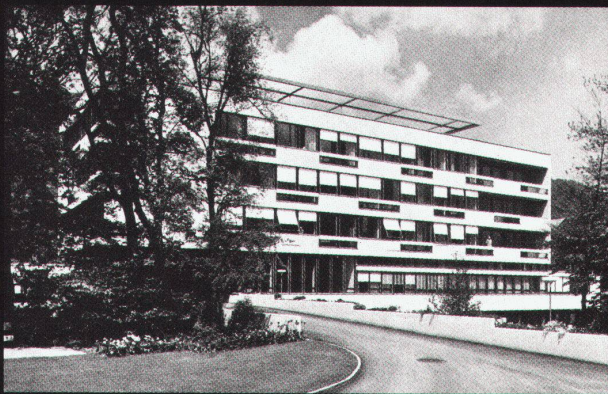
Wir denken etwa an die Schriften und Arbeiten von Rossi und Venturi. Was haben Ihnen diese Kontrastprogramme für die Architektur der 60er Jahre bedeutet?

Waltenspühl: Ich verstand und akzeptierte die Kritik. Hingegen war ich erstaunt über die vorgeschlagenen Ersatzarchitekturen. Rossis Bauten mögen eine Reaktion auf die Bauerei, die «tabula rasa» in den Städten, sein; sie bleiben mir aber fremd und scheinen eher zu einer Verarmung der Architektur beizutragen. Zudem fehlt mir die gesellschaftliche, humanistische Legitimation dieser Architektur. Auch Venturis Kritik und architekturtheoretische Anstösse scheinen mir wichtiger als seine Bauten, die mir wie Karikaturen vorkommen.

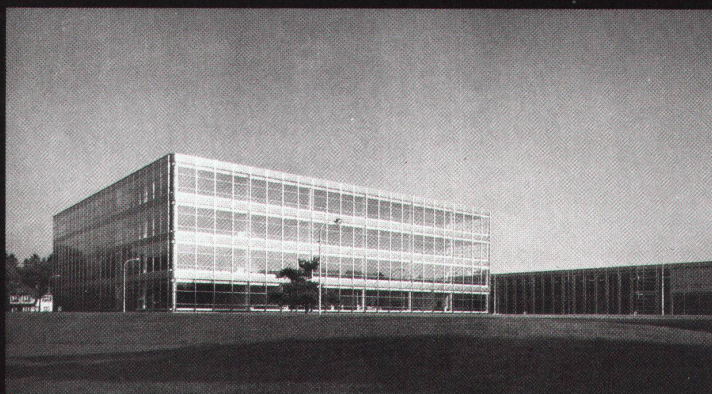
Füeg: Der Erfolg der beiden hat mich überrascht. Venturi, denke ich, kann nur verstehen, wer den mittleren Westen der USA kennt. Durch Venturi sehe ich diesen Westen anders, wie ich eine Landschaft durch Landschaftsbilder oder die Grossstadt durch die Pop Art anders sehe. Venturi bei uns unbesehen nachzuahmen, würde bedeuten, ihn missverstanden zu haben. Bei Rossi stört mich das Rezepthafte, das wohl den Erfolg seiner Theorien ausmacht. Er spricht zwar von «Kontext», bei seinen Arbeiten steht aber die Form im Vordergrund. Bei Rob Krier ist es ähnlich. Auf seinen Zeichnungen von Plätzen gibt es keine Autos und Trams, fehlen die Ungetüme von Wegweisern, die das schöne Bild stören würden. Nur wird die Qualität eines Platzes nicht nur von schönen Fassaden bestimmt, sondern auch, unter anderem, vom lebendigen Wirrwarr.

Wichtiger, anregender sind mir Gedanken, die meist nicht von Architekten stammen, sondern von Kulturphilosophen etwa oder von bedeutenden Naturwissenschaftlern. Oder der Bau und Klang im Zusammenspiel mit dem Inhalt eines Gedichts. Einige Tendenzen bei den 68ern haben mir viele neue Perspektiven eröffnet, Erwartungen geweckt und Enttäuschungen ausgelöst.

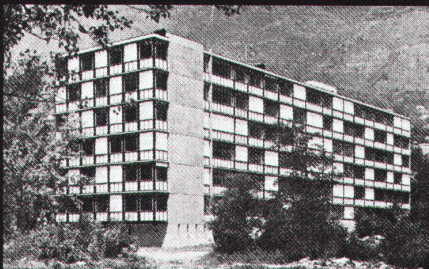
W, B+W: Wir danken für das Gespräch.



41



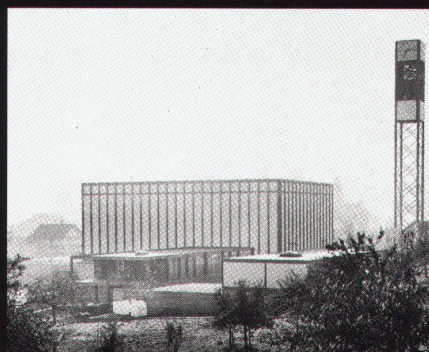
42



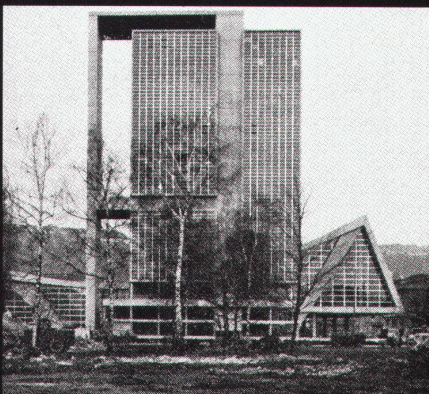
43



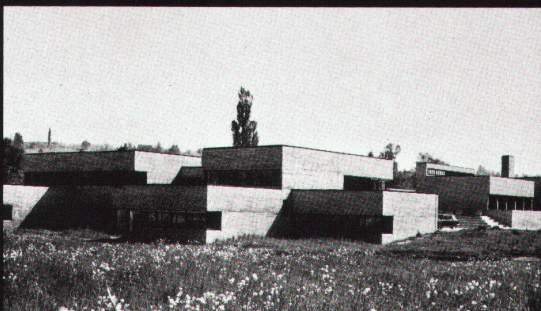
44



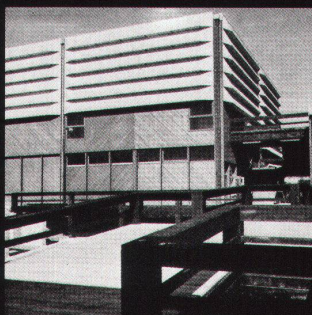
45



46



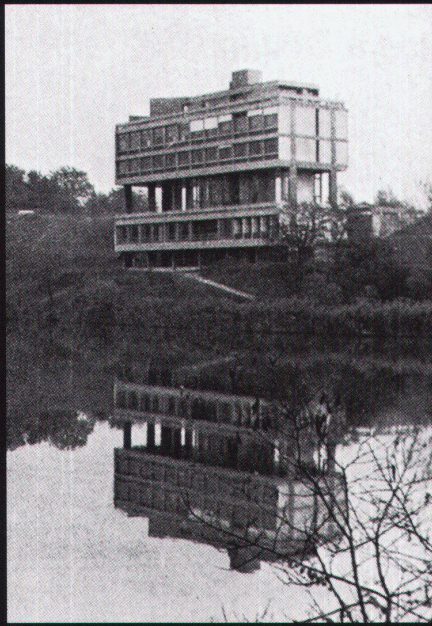
47



48

1966

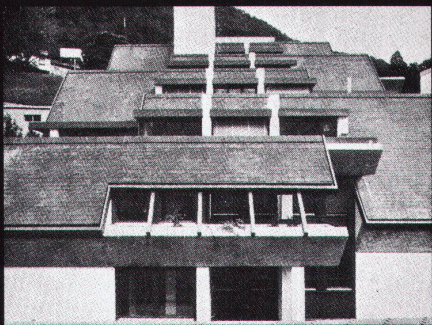
- 41 Bezirksspital, Niederbipp; Otto Brechbühl, Jakob Itten
- 42 Höhere Technische Lehranstalt, Brugg-Windisch; Bruno und Fritz Haller
- 43 Blocco d'abitazione a reddito limitato, Locarno; Luigi Snozzi, Livio Vacchini
- 44 Jugendherberge der Stadt Zürich; Ernst Gisel
- 45 Katholische Kirche, Meggen; Franz Füg
- 46 Kongresshaus mit Hallenschwimmbad, Biel; Max Schlup
- 47 Schulhaus Bünz matt, Wohlen; Dolf Schnebli
- 48 Messehallen für die OLMA, St. Gallen; Willi E. Christen



49



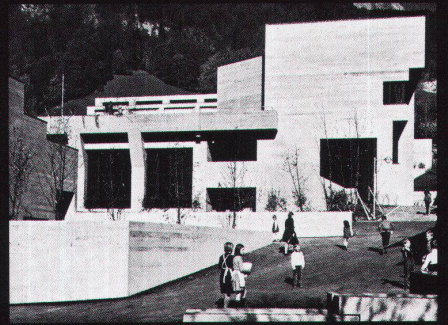
50



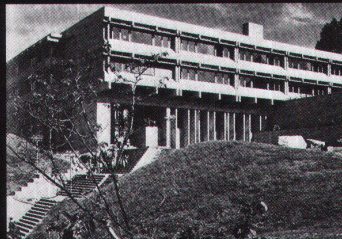
51



52



53



54



55

1967

49 Station d'épuration des eaux usées, Genève-Aire; Georges Brera

50 Einkaufszentrum Schönbühl, Luzern; Alfred Roth

51 Mehrfamilienhaus, Visp; André Studer

52 Schwestern- und Angestelltenhaus Kantonsspital, Glarus; Jakob Zweifel, Heinrich Strickler

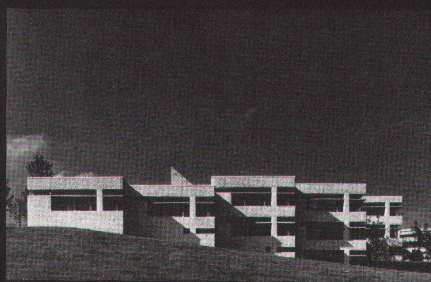
53 Schulhaus, Engelberg; Ernst Gisel

54 Oberstufenschulhaus Stettbach, Zürich-Schwamendingen; Rudolf und Esther Guyer

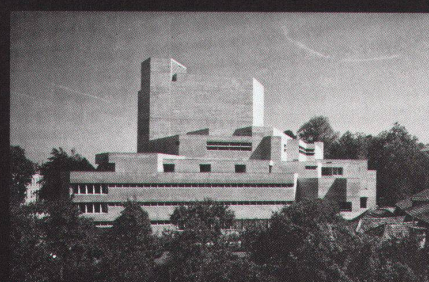
55 Überbauung «Zum Bauhof», Zürich-Oerlikon; Werner Gantenbein



56



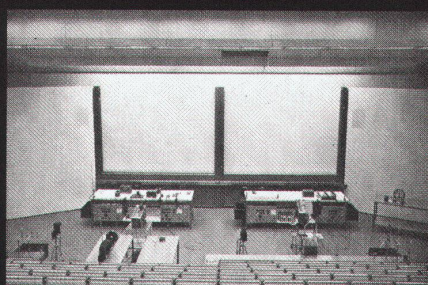
57



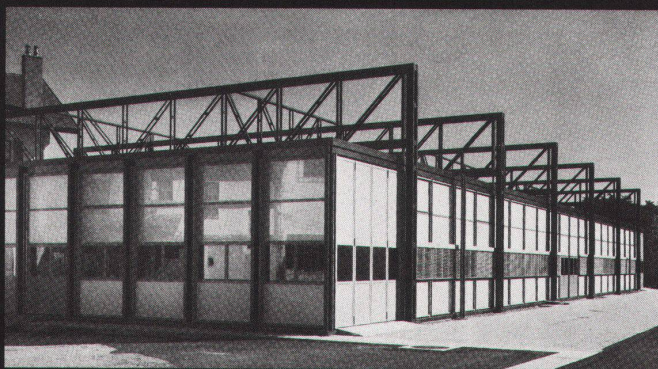
58



59



60



62



61



63

1968

56 Universitätsbibliothek, Basel; Otto Senn

57 Primarschulhaus Staudenbühl, Zürich-Seebach; Rolf Keller

59 Stadtheater, St. Gallen; Claude Paillard im Atelier Cramer, Jaray, Paillard

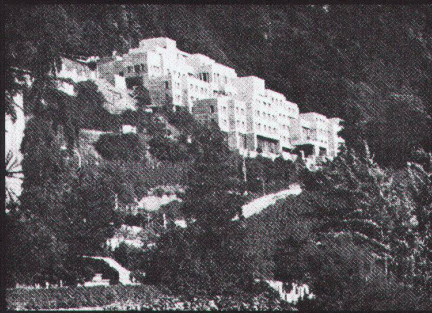
58 Erweiterungsbau der Zentralverwaltung SUVA, Luzern; Max Ziegler

60 Neubauten der Universität, Fribourg; J. Pythoud, Franz Füeg

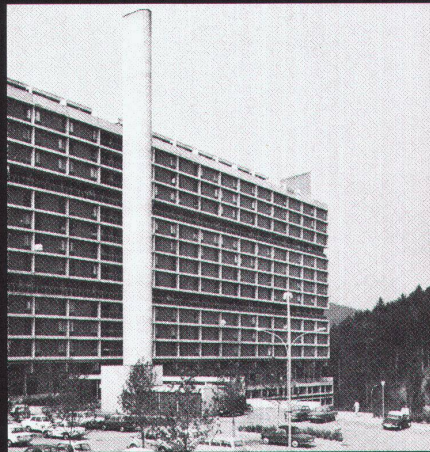
61 Cité du Lignon, Genève-Vernier; Addor, Julliard und Bolliger

62 Usine de Chocolats et Cacaos Favarger S.A., Versoix; Jean-Marc Lamunière

63 Geschäftshaus Bally-Capitol, Zürich; Max E. Haefeli, Werner M. Moser, Rudolf Steiger



64



65



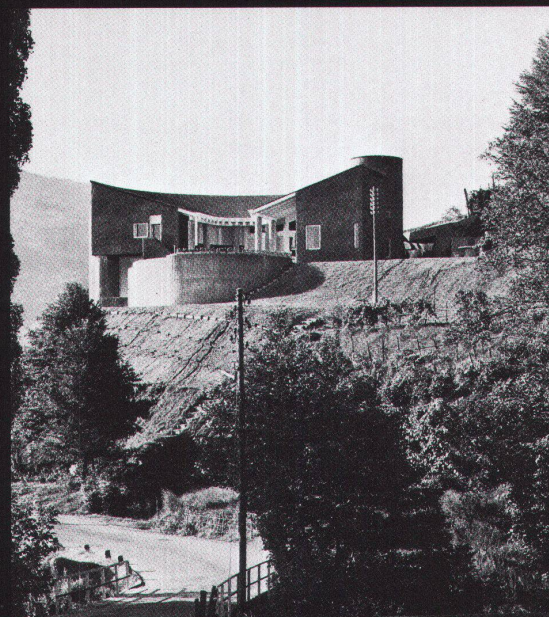
66



67



68



69

1969

64 Konvikt der Kantonschule, Chur; Otto Glaus

65 Überbauung Gäbelbach, Bern; Eduard Helfer, Hans und Gret Reinhard

66 Wohnhochhaus, Basel; Hans Zwimpfer

67 Einfamilienhaus, Arosio; Tita Carloni

68 Regionalbad, Zurzach; Fritz Schwarz

69 Einfamilienhaus, Cadro; Manuel Pauli